

Ludwig Hohl

Nächtlicher Weg

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1487 der Bibliothek Suhrkamp

Der Band enthält neun Erzählungen, die von Suchenden sprechen, von Menschen, die, erschöpft, gelähmt und aus der Gesellschaft ausgestoßen, doch auf dem Wege zu sich selbst sind.

Ludwig Hohl wurde 1904 im glarnerischen Netstal in der Schweiz geboren, er starb 1980 in Genf.

Ludwig Hohl
Nächtlicher Weg

Erzählungen

Suhrkamp Verlag



Erste Auflage dieser Ausgabe 2024
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2014
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24436-4

www.suhrkamp.de

Für Madeleine

DAS BLATT

Ein Mann, in seiner Verlassenheit, kam stadtauswärts gegangen, er setzte sich auf eine Bank an einer großen proletarischen Straße, die sie »Gürtel« nennen. Da fiel ein Blatt auf ihn herunter, denn es stehen Bäume am Gürtel. Das Blatt hätte er um alles nicht wegzuwerfen gewagt, es war ein Zeichen von oben, und er behielt das Blatt.

Er sollte nach Hause gehn, wo er etwas zu essen hingelegt hatte; kein Hunger trieb ihn, aber er mußte sich ernähren – oder sollte er vielleicht gleich für ewig hier bleiben und sterben? Nun aber entstand eine ganz sonderbare Frage. Seltsam ist es, wenn ein Mann mit einem Blatt in der Hand durch die Straßen geht, und doch durfte er vom Blatt sich nicht trennen; denn es war ein Zeichen von oben. Da hielt er es in den Händen am Rücken und drehte es, als ob er gedankenlos sei: dem Lächerlichen entging er so. Er drehte es und drehte es, aber auf einmal fiel das Blatt auf die Erde, in der letzten Gasse vor seinem Hause geschah es. Und er ging weiter, denn die Feigheit war doch zu groß in ihm, und das Blatt lag hinter ihm auf der Erde.

Immer einen Schritt und immer einen Schritt ging er und das Blatt lag immer weiter hinter ihm auf der Erde. Er spürte die Feigheit anwachsen, er dachte an Riesfelder, die beim Einbrechen der Nacht anwachsen, die Gedanken an das Blatt kamen immer und starben. Aber einmal war er doch zu sehr erschrocken, und es entstand und es geschah doch: er wandte sich mechanisch, das Blatt zu holen.

In der letzten Entscheidung um sein Glück und sein Leben hatte er doch alles getan und drum schritt er freudig, als er einmal zurückzugehen begonnen hatte, denn er fürchtete keine Menschen und er ging, um das Blatt zu holen.

Es war ein kleines und etwas welkes Blatt und man sah es nicht gut auf den Pflastersteinen.

Er ging sehr weit, und er sah nicht mehr das Blatt. Und er wußte, der Wind hat es weggenommen oder der Schritt eines Menschen. Da sank auf ihn die große Traurigkeit. Und dann sang doch wieder eine ferne Freude: denn an ihm lag es nicht, wenn das Unglück kam. Er ging zurück und mit froherem Schritt nach Hause.

Da sah er das Blatt, wie er den halben Weg gegangen. Er sah es deutlich und einfältig liegen auf den Pflastersteinen. Weil es so klein und deutlich dalag, verstand er auch, wie er es hatte übersehen können. Er hob es auf mit Freudigkeit und achtete nicht der Fenster, aus denen Weiber schauten, die eben ihre Wäsche schüttelten.

Jetzt war der Sieg sein und unverschleiert in klarer Nähe. Mit dem Blatt in der Hand kam er aufgerichtet nach Hause.

1931

DER IGEL

Längst hatten sie, Martin und seine Frau, in ihrer Einsamkeit ein Tier zu besitzen gewünscht; die Einsamkeit, in der sie wohnten, in diesem äußeren und ödesten Teil der öden Stadt, welche mehr dem Lande glich, war nicht böse, aber es war eben die Einsamkeit, die völlige Stille bis in aller Tage Viertelstunden hinein; die Stille, während der hoch am Himmel weiße, dicke Wolken wandern ...: da muß die Natur wuchten, wuchern und wachsen müssen ihre Geschöpfe, damit die unermesslichen Lüfte nicht erdrücken in unbewegter Welt. – Zwar stiegen im kleinen Garten die Sonnenblumen in erstaunliche Höhe, sie wuchsen und wuchsen und wurden zu Bäumen. Nach einem Tier aber bestand doch immer das Verlangen, nach einem Häschen etwa, mehr noch nach einem Igel, einem in so viel höherem Maße gehaltvollen Wesen. Obgleich es schwer ist, einen solchen zu finden, war es endlich doch gelungen. Nach zwei Wochen aber war er wieder verschwunden, verschwunden wie nur ein Igel und kein anderes Tier verschwinden kann – der Ort war doch klein und klär, und mit Hag und Mauer umgeben; groß und schwer der Igel, nicht huschend und dehnbar wie eine Maus, nicht einmal gewandt zum Laufe? Aber er war nicht wiederzuerlangen, und niemand hatte ihn gesehen. Nach einiger Zeit jedoch, welches Wunder geschah: Martin fand selber einen Igel; nachdem man mit Geld und jeglicher Bemühung sich keinen mehr hatte verschaffen können, fand er einen durch reinen Zufall; es geschah auf

einem späten, durch ein entferntes Wäldchen führenden Gang.

Ein guter Schlag des Schicksals! Das war es, wie ein so ersehntes Tier auf einmal eintraf. Mit ihm zog an diesem Tag ein fröhlicher Geist in das kleine Haus ein, über dem ein guter Stern stehen mußte. Martin küßte seine Frau, ja, ein unerwartetes Glück war in das Leben der beiden Menschen eingezogen. – Sie fütterten das kleine Tier, das schnurrig und gehalten sein winziges und doch wieder auch fast großes Dasein fristete; denn ist nicht ein Igel eine Art Philosoph, eine Stelle der Einkehr, ein ernster Ort des Zusammentreffens seltener Dinge im Reich der Tiere? War so ein Wesen im Hause nicht ein schweres Besitztum? Sie nannten ihn elefantenartig; sie rückten ganz nahe an ihn heran mit ihren Augen. Was für Kräfte besaß er, kleine Bretter, die in seinem Weg lagen, ja eine ganze Kiste wegzuschieben! Er war wie ein Tank. Und schwer wie Blei. Mochte er nicht zwei Kilo haben und war doch, zusammengerollt, nur eine winzige Kugel? Er schlief lange, nahm, wenn er erwachte, sogleich Nahrung an, wie er schon am ersten Tag, obwohl vorher in der Wildnis lebend, solche angenommen hatte; er zischte böse, wenn man ihn unrichtig anrührte, zeigte überhaupt viel Willkür, Unerschrockenheit für die Natur so kleiner, gewöhnlich so scheuer Tiere, konnte wiederum in zunehmender Sanfttheit seine Stacheln weich werden lassen und sehr liebenswürdig sein. Wird nicht das kleinste Ding ungewöhnlich, wenn man sich genügend in seinen Anblick versenkt? Ein Igel aber ist immerhin nicht alltäglich. – Sie verloren viel Zeit mit ihm, ja viel zu viel Zeit für ein so geringes Tier ...; sie lernten alle seine Einzelheiten kennen, sie stiegen nieder in sei-

ne Tiefe mit ihren Sinnen. Er ist ganz seltsam, sagte Martin, er ist sanft und gescheit, ja man darf ihn eigentlich wunderbar nennen.

Dann las er einen nordischen Dichter und sagte seiner Frau vor: »Seht, dieser Isaak, das ist er nun, ein Klotz ...« und »Sievert, bleibe nur hier, sei zufrieden mit deinem Los, laß dir nichts erzählen ... Wächst und gedeiht hier nichts? Hier wächst und gedeiht alles.«

Hoch am Himmel wanderten weiße dicke Wolken, die Stille blieb, aber die Unermeßlichkeit der Lüfte drückte nicht mehr. Schmatzend fraß unten das kleine Tier und hatte eine Stärke in sich, die den Zauber der Höhe brach; die Menschen erfrischten sich an seinem gehaltenen und rätselvollen, kühlen und starken Leben. Und der Igel wuchs. Früher hatte man gesagt, er sei mächtig (elefantenartig), nun aber entfaltete er sich wahrhaft außerordentlich, noch und noch, – er hörte nicht mehr auf zu wachsen.

Es kam eine Zeit, da dieses Wachsen leise zu beunruhigen begann. Denn jetzt konnte man ihn schon mit keinem Willen mehr für einen Igel halten. Zu den Ebern mußte man ihn eher zählen; waren doch auch Hauer hervorgetreten und gingen die Stacheln mehr und mehr in Borsten über; er nahm immer weiter zu und fraß viel. – Nach und nach wurde er wirklich elefantenartig. Jetzt fraß er Unmengen. Er wohnte im obern Stockwerk, mit einer Gabel bot man ihm Heu hinauf durch das kleine geöffnete Fenster – aber nur nachts, denn man fürchtete die Nachbarn, Ärgernisse von ihnen, sie sollten nichts wissen von dem Tier. Sah es aber doch einer, wie man Heu hinaufbot, so sagte man, man stopfe Matratzen.

Das Beschaffen der unermeßlichen Nahrungsmengen be-

gann, da Martin kein Vermögen besaß und nur bescheidene Einkünfte, die wirtschaftlichen Verhältnisse des Hauses zu zerstören.

Ja, das Tier wurde unheimlich; was sollten Martin und seine Frau tun? Und immer schwieriger wurde es, den andern Leuten die Sache zu verbergen; die seltsamsten Erklärungen mußten gegeben werden, wenn man bisweilen einen gewaltigen Ton vernahm, ein Zittern und Wanken des Hauses bemerkte; zum Beispiel, der Wind habe durch eine Dachluke gepfiffen; sehr arge Dachluken seien da oben! (In diesem Augenblick erlitt das Haus einen neuen Stoß, der Himmel wölbte sich über ihm sehr blau und still.) Selber wurden sie immer ratloser, geängstigter. Wenn sie bisweilen im kleinen Garten standen und unversehens durch das Fensterchen aus dem Halbdunkel und aus den riesigen Dimensionen des Kopfes hervor finstere Blicke herunterfielen –, so verließen sie schnell den Garten. Und doch durften sie von diesem Glück, dem Tier, das in seltsamem Geschehnis erschienen war (und ohne dessen Erscheinen die Höhe der Lüfte sie erdrückt hätte, wie sie meinten), sich nicht trennen. Jedenfalls stand das nicht mehr in ihrer Macht. Mit welcher Gewalt hätte man das Tier aus dem Gemach bringen sollen, ohne dieses zu zerstören, die Öffnungen genügten ja schon lange nicht mehr an Weite! Rüssel und Stoßzähne entwickelten sich nun ins Ungeheure, das Haus bebte von dem Gewicht, Martin und seine Frau wohnten im Erdgeschoß, die Angst mit ihnen.

Und jetzt *befahl* das Tier. Genügte ihm die Nahrungsmenge nicht, so erkannte man das an einem gesteigerten Lärmen, ja Toben, so daß man jeden Augenblick erwarten

konnte, daß eine Mauer berste. Martin verkaufte alles, was er hatte.

Als das Gewicht des Elefanten zwei Tonnen überschritten hatte, geschah eines Tages das längst Erwartete: Der Boden des ersten Stockwerks wich. Gewisse Balken, die zur Aufrechterhaltung des ganzen Gebäudes nötig waren, brachen und das kleine Haus verwandelte sich in einen Trümmerhaufen. Unter Trümmern sahen Martin und seine Frau, die sich hatten retten können, unerschlagen, unversehrt das riesige Geschöpf stehen und sich bewegen. Die Nachbarn, die zusammengelaufen waren, die vielen Fremden, die der Vorfall herbeizog, sahen es auch.

Schrecknis, Flucht, Hasten und jede Art Alarmieren. Die Feuerwehr kam, blieb aber, trotz ihrer großen Ausrüstung, sehr auf der Hut; denn solchen Gegner hatte sie nie gesehen. Man berichtete nach der Kaserne, Militär wurde aufgeboten; nach einem Zirkus lief man, Tierbändiger zu holen. Aber ehe diese eintrafen, war es dem Militär gelungen, den finstern Koloß, der Zeichen eines maßlosen Zornes zu geben begann, mit schwerer Waffe zu erlegen.

Martin und seine Frau standen arm da, verloren, in brennende Rätsel, unlösbare Fragen gehüllt wie in Trübsal. – Wohl versuchte Martin den Menschen zu erklären, daß der Unhold aus einem Igel entstanden sei, aber wer glaubte so etwas? Er erzählte viel, doch: »Du lügst, Martin«, sagten sie, »es kann nicht aus einer Tierart eine andere werden!« Und wenn auch ein vages Männchen, das sich unter der Menge befand, ein vager ferner Onkel, der auch Martin hieß, etwas von dunklen Dingen zu murmeln begann, etwas von Geistern, von einem besonderen Geist, den man einhauche und der selbst Arten zu ändern ver-

möge –, so ertrank dieses schwache Gemurmel ganz und gar in den heftigen Reden der andern. Keiner von diesen glaubte den lauten Beteuerungen Martins und seiner Frau und so hatten die beiden ungemildert die schwere Last aller Folgen zu tragen.

1933

LANDSCHAFTEN

Von Jahr zu Jahr habe ich das Gebirge mehr aus den Augen verloren: Die Dinge, wie mächtig sie einst waren, erblasen, wenn der Moment der Trennung immer weiter zurücktritt, eine gewaltigere Distanz uns von ihnen scheidet. Die Sehnsucht, die mich einst jedes Jahr so heftig gefaßt, getrieben hatte, die Berge zu suchen, erlosch auch, allmählich, aber sie erlosch dennoch, wie ich es nie für möglich gehalten hätte, und ich wurde von anderen Dingen erfüllt. Als ich längst den Punkt der größten inneren Entfernung erreicht hatte, da auf einmal begannen sie, die Berge, aus dem Nichts heraus, zu wachsen; aber dazu brauchte es, daß ich im feuchten Dunkel Hollands lebte. – Hier, in Holland, sind die Tage nicht viel heller als die Nächte und die Nächte nicht viel dunkler als die Tage. Und wenn die Dinge dort an Präzision sterben, abgeschnürt, erwürgt von den Konturen, verenden sie hier, Wulst bildend, an ihrer Unbegrenztheit, an ihrer Auflösung an ein feuchtes und wiederum unklares Umgebendes. Wo keine Formung ist, da ist nicht Sprache, und wo die Sprache fehlt, da tritt erst recht keine Formung, keine Auseinandersetzung und weitere Gestaltung ein: Und so leben die Dinge hier verloren in eine Trübheit, ein müdes Ungebautes, einen düsteren, von Gedanken nicht durchgreifbaren Raum.

Und wie nun in dieser trüben, feuchtdunklen Welt das Gebirge – und seine geistige Schwester, das südliche Meer – zu erstehen begann, aus nichts Sichtbarem heraus, ganz aus dem Innern (als ob früher nur gesät worden wäre),

da zog mich *keine Sehnsucht mehr* zum Gebirge hin. Die Augen schlossen sich und es war alles da. Ob ich hinreisen sollte, hätte mir nur getönt wie die Frage eines ganz Außenstehenden. Die Berge, die irdischen, konnten mir nicht *mehr* geben, nur weniger. Ich hatte einen Block roten Granits an einem öden Ort in der Umgebung einer Großstadt liegen sehen und das genügte mir: Schon erstand ein Grat vor mir, breit, aus mächtigen Blöcken solchen Granits gebildet, aus weiter nichts; ein Grat aus rotem Granit am nebligen Morgen – in milchigen Nebeln ertranken die rötlichen Blöcke, aber Granit ist der härteste Stein –: Und hinter den Nebeln wartet ein wunderschöner Tag wie ein Mensch von durch nichts zu gefährdender, nie zu erschöpfender Güte.

Hier im Dunkel – in der trüben Welt, die so beklemmt macht –, hier sind auch Nebel, aber sie gehen nicht weg. Dort dagegen, wenn dort über dem rötlichen Grat am Morgen der milchige Nebel lagert, so lieben wir ihn, weil dahinter der Tag der Berge steht, weil er, der Nebel, selber nur wie eine Figur *im* Tag steht, er hindert nicht den Tag. – Der Tag der Berge: Die Seen blau in der Tiefe, die Wälder und Wiesen in unnennbarer Ruhe über die Hügel hingebreitet, die Felsen wie Kerzen in der Landschaft stehend, andere wie bleiche Altäre, die nur der Himmel überdeckt und an die sich die Länder hinanschwingen.

Im trüben Winter hier, einer schlaffen Ewigkeit, erlangen jene Formen erst ihre volle Losgelöstheit, ihr innerlichstes Glänzen. Hier ist auch ein Meer, aber es besitzt keinen Horizont. Wo man sich auch hinwende an seinem traurigen, überall ganz gleich flachen und verlorenen, trostlosen Strand, überall enden die dünnen Wellen langsam und arm-

selig, aber auch draußen nirgends zeigt das Meer seine Stärke an, durch ein Schimmern oder eine Farbe oder einen Horizont: Allüberall und immer sehen wir denselben Wattestreifen, der den Horizont ersetzt, immer haben wir vor uns diese kreidige Zone, dieses Zusammenfließen von niedrigem Himmel und Wassern, das so unendlich und ausgangslos wirkt, so bangemachend wie die ewige und tonlose Verkündigung allgemeinen Todes. – Zu träumen beginne ich jetzt von einem andern Meer: In jenem kühlen Hause an seinen sonnenerhitzten Ufern wohne ich wieder, alles glänzt und duftet, das weiße Mäuerchen ist warm. Ich habe meine Speise gegessen ohne viel Appetit und bin da herausgekommen, aber jetzt ist das Gefühl der Genährtheit angenehm; ich kann beruhigt dem Meer entlang gehen, von dem nur das weiße Mäuerchen auf felsigem Ufer mich scheidet, tintenblauem Meer. Ferne Horizonte sind zugleich da mit dem Gefühl, daß es nur *einen* Horizont gibt. Es kommt die Ruhe und es kommt wieder die Unruhe, aber hier habe ich schon ein festeres Haus gebaut ...

Der Winter in Holland bringt keine Schneekristalle, nichts Blitzendes überhaupt. Und nun wandern die Träume in immer größeren Scharen in die Gewalt der Berge hinein. – Der alte Michel ist wieder da, mein einstiger Wirt, er hat mich in der Stadt gesucht und nun begleite ich ihn, da es gegen Mittag geht, auf sein Land zurück; dort aber, in seinem Gasthaus, lebt und wohnt ja schon ein Freund von mir – wie kündigt sich alles gut an, fügt sich beruhigend zusammen! Freilich verwechsle ich in meinem Traum einen Teil der Umstände mit denjenigen eines andern Bergaufenthaltes und verberge es mir nicht, dunkel stelle ich es fest; der Wirt müßte ja in diesem Falle eine alte Wirtin sein –

doch es ist Michel; warum aber soll er nicht auch in ein paar andern Umständen leben können, in vielleicht etwas herrlicheren, wenn sie doch den seinigen innerlich nicht widersprechen? Wir gelangen in jenes Land mit den ungeheuer weit kreisenden Linien, den kahlen und riesigen Hügeln gewisser Voralpen, das zudem aber auch das fette Grün von D. besitzt, landschaftlich also eigentlich nichts mit B. zu tun haben kann. Und doch lebt man hier fast auf einer Alp; wie auf der Höhe einer schweren Bodenwelle, und doch etwas versenkt, das langgestreckte, einfache Gebäude einer Sennhütte liegt, so muß wohl das Haus gelegen sein, in das wir eintreten. Das Mittagessen steht bevor, man kocht in der Küche in den träumerischen und klaren Vormittag hinein – es erinnert an ein Dampfschiff, wie es durch eine ganz stille See dahinfährt, nur in der Nähe zischt und sprudelt es, ringsum liegt unbewegt, ungebrochen der unermeßliche, leuchtende Spiegel –; und auf einmal, während in der Küche immerzu gekocht wird, führt mich der Traum in ganz andere Gebiete, dort gibt es ein mächtiges Rauschen und Brausen ...; doch all das wird rasch wieder zugedeckt, schon kehren wir in die Berge zurück, und diesmal scheint es fast, für immer.

Da, zu Hause, im Gasthof auf dem Lande, steigt jener blaue Rauch des Vormittags aus dem Kamin und vermischt sich mit dem milden und unsichtbaren Dampf von Wiesen – ganz wie auf den Alpen der Geruch von Sennereien mit dem jener dunkleren Weiden, der immer abendlichen –: Und über alles hin wird auf einmal mit Macht das Bild jener höheren Weiden gezaubert. Immer haben sie etwas vom Abend, auch am Vormittag: – und doch stehen sie da in der herrlichsten Frische, es ist kühl, Diamanten glänzen

in der Natur, Geruch von Rauch steigt dir in die Nase, bläulich aber und warm stehen die Felsen. Die höheren Felsen, von nüchternem, klarem Gelb in der Sonne, ragen in kronenartigen Zacken, in nicht endender Vielheit der Formen gegen den Himmel von klarerem und geisterhafterem Blau; die zackige Bruchlinie verhaltener Flammen, hinter der hervor die Bergdohlen kreisen ...

– Durchs Fenster herein nickt das bleierne, trübe Holland-Wetter. Nun gilt es, aufzustehen. Aber die Magie bricht nicht mehr: Blau und kühl liegt vor mir etwas wie das morgendliche Wasser, wenn es doch nicht kalt sein kann, denn der Tag wird heiß werden, herrlich und gewaltig! – Aus all dem heraus bildet sich wie ein Donner eine immer stärkere Stimme; und – durchs Fenster herein nickt das Dasein aus müden, weißlichen, schon so vergänglichen Stunden – sie redet so: »Kennst du jene großen Tage, meine Seele? *Die* – sind ewig und unveränderlich.«

1933